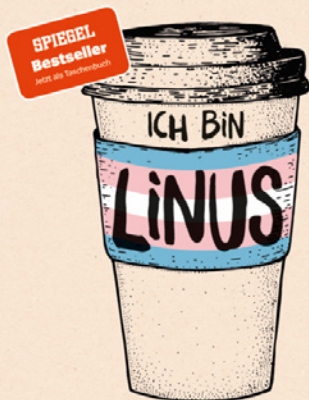


L I N U S G I E S E



Wie ich der Mann
wurde, der ich
schon immer war

GULLIVER

Leseprobe aus Giese, Ich bin Linus, ISBN 978-3-407-81332-9
© 2023 Gulliver in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81332-9](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81332-9)

Inhalt

9	Starbucks
16	Tine & Daniel
22	Wann wurde ich eigentlich trans?
26	In welche Schublade passe ich?
30	Stone Butch Blues
36	Ein kompletter Neustart
40	Berlin
43	Minette
47	In der Herrenabteilung
50	Ich bin euphorisch!
53	Eine Diagnose bitte
59	Die erste Spritze
63	In Wartezimmern
66	Zuhause
68	Transition
72	Mikrodysphorien
81	Namensänderung
86	Was Liebe ist

96	Ein Blick zurück
104	Selbstzweifel
112	Neuer Mut
119	Digitale Gewalt
133	Wenn das Zuhause nicht mehr sicher ist
146	Solidarität
154	Wie geht es weiter?
159	Zum zweiten Mal bei Minette
164	Henri
168	Sprache
186	Please educate me
193	Bodyshaming
203	Queere Vorbilder
210	Ende
214	Epilog
219	Empfehlungen
221	Dank

Für alle trans Menschen, die dieses Buch lesen:
Ihr seid gut, so wie ihr seid!

«Ich halte es für unerlässlich,
dass es Menschen gibt,
die sich in die Mitte des Raumes stellen
und darauf bestehen, gesehen zu werden.»

Jaqueline Scheiber

«[...] es ist bequem, über Geschlecht als Kategorie herzuziehen und anderen vorzuwerfen, sie machten daraus eine Ideologie, wenn das eigene Geschlecht nicht in Zweifel gezogen oder benachteiligt wird, es ist einfach, Sexualität für etwas Intimes und Privates zu halten und irritiert zu reagieren, dass andere darüber sprechen, wenn der eigenen Sexualität zugestanden wird, etwas ganz Normales und Persönliches zu sein.»

Carolin Emcke

Starbucks

Es war Mittwoch, der 4. Oktober 2017, als ich das erste Mal den Namen sagte, den ich mir schon so lange für mich überlegt hatte: *Linus*.

«Linus» war meine Antwort auf die Frage eines Baristas nach meinem Namen, den er auf den Kaffeebecher schreiben wollte. Ich stand in einem Café am Frankfurter Hauptbahnhof, als ich zum ersten Mal das Gefühl hatte: Das hier ist der richtige Moment und der richtige Ort, um zu sagen, dass ich Linus heiße.

Und dass ich ein Mann bin.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie der Barista aussah. Ich habe mir sogar gemerkt, was ich damals bestellte: einen Pumpkin Spice Latte mit Sahne und einem extra Schuss Kaffee. In den folgenden Monaten war ich noch viele weitere Male dort, weil ich den Wunsch hatte, diesen einen Moment zu wiederholen. Es war jedoch immer so leer, dass ich nie wieder nach meinem Namen gefragt wurde.

Manchmal wird mir bei diesem Gedanken ganz flau im Magen, weil mir dann bewusst wird, wie sehr unser Leben von Zufällen abhängt. Wie wäre mein Leben weitergegangen, wäre ich damals nicht nach meinem Namen gefragt worden? Hätte ich dann einfach an einem anderen Tag und in einem anderen Moment den Mut aufgebracht?

Manchmal frage ich mich auch, warum ich meinen Namen beim ersten Mal einer fremden Person offenbaren musste: Sagt man so etwas nicht eher der besten Freundin oder der eigenen Mutter? Ich glaubte aus irgendeinem Grund, es einem Fremden erzählen zu müssen. Vielleicht, weil ich wusste, dass ich von ei-

nem Menschen, der mich nicht kennt, nicht in Frage gestellt werden würde? An diesem Ort und in diesem Moment war ich Linus, und das wurde ohne Nachfragen oder Skepsis hingenommen.

Bist du dir denn sicher? Aber du bist doch eine Frau! Das kommt für uns alle sehr überraschend! Du bist doch viel zu alt für so etwas! Wir glauben dir nicht! Du irrst dich! Du darfst das nicht sein! Das bist du nicht! Tu uns das nicht an! Das waren einige der Antworten, vor denen ich mich fürchtete.

Ich kann mich noch sehr genau an die Tage und Wochen erinnern, die diesem Moment im Starbucks vorausgegangen waren. Zwei Monate zuvor hatte ich mit Stefan auf einer Parkbank mitten in Frankfurt gesessen. Er war der Erste, mit dem ich darüber sprach, dass ich glaubte, ein Junge zu sein. Ich war damals schon einunddreißig Jahre alt, doch ich sagte immer: «Ich glaube, dass ich ein Junge bin» – es kam mir nie in den Sinn, dass ich eigentlich schon längst ein erwachsener Mann sein müsste. Ich denke, das liegt daran, dass mir meine Kindheit entgangen ist. Sie wurde mir vorenthalten. Ich wollte noch einmal ein Junge sein, um all das nachholen zu dürfen, was ich verpasst hatte und nicht erleben durfte.

Vielleicht steckte damals noch ein kleiner Peter Pan in mir, der alles Mögliche wollte, nur niemals erwachsen werden. Heute weiß ich, dass ich diese verpasste Kindheit nicht nachholen kann – doch ich kann mir Dinge, die ich verpasst habe, Stück für Stück zurückholen.

«Ich halte dich für einen Jungen, und ich freue mich auf den Tag, an dem ich «er» sagen und deinen Namen kennenlernen darf», schrieb mir Stefan in einer Nachricht kurz vor meinem Coming-out. Auch heute halte ich mich noch oft für einen Jungen, von dem ich hoffe, dass er irgendwann zu einem Mann heranwachsen wird – damals war das für mich alles noch kaum vorstellbar.

Wenn ich die Geschichten von anderen trans Menschen lese,

bin ich oft fasziniert davon, wie sicher manche bereits als Kinder und Jugendliche bei der Antwort auf die Frage waren, wer sie sind und was sie sich wünschen. Als ich aufwuchs, fehlten mir Begriffe wie *trans*, *genderqueer* oder *nichtbinär*. Identität war für mich nichts Wandelbares, sondern – ganz im Gegenteil – etwas, das für immer und unverrückbar feststand. Felsenfest. In Stein gemeißelt.

Der Tag, an dem ich zum ersten Mal *Linus* sagte, war der Tag, an dem sich mein Leben in ein Davor und ein Danach teilte. Auch wenn das wie ein Klischee klingt, es ist wahr. Zurück ließ ich ein Leben, das eng wie ein Korsett gewesen ist – und trat in eines, in dem ich mir zum ersten Mal erlaubte, über meine Identität, meine Sexualität und mich selbst nachzudenken.

Was wünsche ich mir? Was brauche ich? Was gefällt mir? Was tut mir gut? Was würde ich gerne ausprobieren? Wer bin ich eigentlich?

Als ich den Becher, auf dem mein Name stand, ausgetrunken hatte, fuhr ich damit zurück in das Zimmer nach Mühlheim, in dem ich damals zur Untermiete lebte, machte ein Foto und lud es auf meinem Facebook-Profil hoch. Dazu schrieb ich den Satz: «Tolles Gefühl: bei Starbucks zum ersten Mal den Namen laut aussprechen, den ich mir schon so lange für mich wünsche.» Danach machte ich das Handy aus, klappte meinen Laptop zu und legte mich auf den Fußboden meines kleinen Badezimmers, weil ich vor lauter Angst kaum noch Luft bekam. All das, was mich der Barista nicht gefragt hatte, fragten mich jetzt vielleicht meine Freund*innen. Vielleicht würden sie sich auch von mir abwenden, mich beschimpfen, mir die Freundschaft kündigen? Und was würde passieren, wenn mein Chef davon erfuhr? Oder meine Kolleg*innen? Würde ich vielleicht entlassen? Gemobbt? Abgelehnt? Verstoßen? Oder auch einfach nur seltsam beäugt?

Mit meinem Coming-out verlor ich das Privileg, zu den «Nor-

malen» zu gehören – ich war plötzlich anders und davon abhängig, ob ich von anderen immer noch akzeptiert oder gemocht wurde.

Es dauerte lange, bis ich mich zum ersten Mal wieder online traute – und einen Großteil der Kommentare unter meinem Foto las ich erst Wochen und Monate später. Natürlich gab es Fragen, natürlich gab es Irritationen – manche übergingen die Neuigkeiten auch einfach schweigend. In den Wochen und Monaten nach meinem Coming-out kam es zu Konflikten und Zerwürfnissen, Freundschaften zerbrachen. Vieles von dem, was ich mir ausgemalt hatte, trat in ganz unterschiedlichen Varianten und Abstufungen ein. Doch nichts davon war so gravierend, wie ich es befürchtet hatte.

Meine größte Angst war, dass jemand sagen könnte: *Das, was du dir wünschst, ist falsch – du bist ekelhaft*, und ich deshalb alles wieder rückgängig machen müsste. Und tatsächlich gibt es immer wieder Menschen, die mir genau das sagen oder auch schreiben – doch mittlerweile verunsichert mich das nicht mehr. Ich sage dann: *So bin ich eben – ich bleibe hier, ich bleibe sichtbar, ich möchte mich für dich nicht ändern. Was willst du dagegen machen?*

Ich sage oft, dass dieser Mittwoch im Oktober der Tag meines Coming-outs war. Doch eigentlich stimmt das so nicht. Bei *Wikipedia* steht, dass man unter einem Coming-out ein «absichtliches, bewusstes Öffentlichmachen» versteht. Mich irritiert an dem Begriff, dass er etwas Einmaliges suggeriert: Aber trans Menschen haben oft nicht nur ein singuläres Coming-out, sondern müssen sich immer und immer wieder outen. Ich zeigte meinen Becher meinen Freund*innen auf Facebook, doch nicht alle meine Freund*innen sind auf Facebook. In einem Artikel las ich, ein Coming-out sei wie Duschen: Du musst es fast täglich tun. Wie sage ich es alten Freund*innen? Wie sage ich es neuen Freund*innen? Wie sage ich es Verwandten? Wie sage ich es dem Arbeitgeber,

den Kolleg*innen? Und wann sage ich es meinem Date? Ich oute mich beim Arztbesuch, bei Behördenterminen, im Gespräch mit der Krankenkasse – und eine lange Zeit habe ich mich auch jedes Mal geoutet, wenn ich ein Paket bei der Post abholen musste, das an meinen alten Namen adressiert war.

Mein Leben ist ein andauerndes Coming-out – ich muss mich immer wieder erklären. Ich tue das seit drei Jahren. Wenn ich sage, dass ich ein trans Mann bin, gibt es darauf ganz unterschiedliche Reaktionen: Am angenehmsten ist mir das unaufgeregte Verständnis. Doch es gibt auch peinlich berührtes Schweigen, Unsicherheit, Überforderung, Neugier oder übergriffige Nachfragen. *Hattest du schon die OP? Wie ist dein Zeitplan für die Umwandlung? Bist du dir sicher, dass du nicht einfach nur eine burschikose Frau mit kurzen Haaren bist?* Und die häufigste Frage: *Seit wann weißt du denn, dass du trans bist?*

In vielen Lebensgeschichten von trans Menschen fällt irgendwann ein Satz wie *Ich wusste schon als Kind, dass ich trans bin* oder *Ich wusste schon immer, dass ich ein Mann bin*. Ich sage das auch manchmal, weil es tatsächlich vieles einfacher macht – vor allem im Gespräch mit anderen Menschen. Doch ich bin mir nicht immer sicher, ob es wirklich stimmt. Ich wusste schon als Kind, dass ich gerne Badeshorts trug, kurze Haare mochte und lieber mit einer Turtles-Figur spielen wollte als mit einer Barbie. Ich wusste auch als Kind schon, dass ich einen Penis haben wollte und – genauso wie mein Vater und mein Bruder – gerne im Stehen gepinkelt hätte. Doch wusste ich als Kind bereits, dass ich ein Junge bin? War mir als Kind bereits klar, dass ich kein Mädchen bin? Ich weiß es nicht. Als Jugendlicher wusste ich dann, dass ich mich oft seltsam fremd mit mir selbst fühlte, dass ich unsicher und ängstlich war. Als ich durch Zufall anfang, das Online-Tagebuch eines trans Manns zu lesen, dachte ich oft: *Das bin doch ich, das möchte ich auch, das würde mich endlich glücklich machen*. Doch es dauerte

dann noch weitere sechzehn Jahre, bis ich mein erstes Coming-out hatte.

Blicke ich zurück, kommt mir mein Leben oft wie ein großes und verschlungenes Durcheinander vor. Es war ein langer Weg, bis ich endlich zu mir selbst gefunden habe. Ich glaubte, eine lesbische Frau zu sein. Ich glaubte, eine Butch zu sein. Jetzt bin ich ein queerer trans Mann. Vielleicht bin ich das schon immer gewesen. Doch vielleicht war es auch ein Prozess, bis ich dahin gekommen bin, wo ich mich heute verorte.

Als ich achtzehn Jahre alt war, glaubte ich, niemals ein trans Mann sein zu dürfen. Als ich vierundzwanzig Jahre alt war, glaubte ich, schon längst zu alt zu sein, um noch ein trans Mann sein zu können. Als ich mich mit einunddreißig Jahren endlich outete, hatte ich das Gefühl, zum ersten Mal richtig atmen zu können. Ich verspürte zum ersten Mal so etwas wie sexuelle Lust. Als ich mit zweiunddreißig Jahren damit begann, Hormone zu nehmen, veränderte sich mein Leben zum ersten Mal in eine positive Richtung. Es war die beste Entscheidung, die ich treffen konnte.

Es gibt so wenig Repräsentation von trans Menschen, und es werden so wenig diverse unterschiedliche Lebensgeschichten erzählt, dass mir an dieser Stelle wichtig ist, zu betonen: Trans Menschen müssen nicht als Kind wissen, wer sie sind. Sie müssen auch nicht als Jugendliche wissen, wer sie sind. Niemand muss sich immer sicher sein. Zweifel und Unsicherheiten sind erlaubt. Experimentieren ist erlaubt. Auch Fehler sind erlaubt. Es gibt nicht nur einen einzigen möglichen Lebenslauf für trans Menschen. Wir dürfen Fehler machen. Wir dürfen uns irren. Wir dürfen uns umentscheiden. Wir dürfen auch bereuen. Wir dürfen all das, was alle anderen Menschen auch dürfen.

Es gibt keinen universellen Lebenslauf für trans Menschen. Die Geschichte, die ich in diesem Buch erzähle, steht nicht repräsentativ für alle anderen trans Menschen. Ich spreche nicht für

andere trans Menschen und möchte das auch gar nicht. Das hier ist meine Geschichte, mit all meinen Umwegen, Irrwegen und Sackgassen. Als ich in meinem Leben das erste Mal einen trans Mann traf, war meine erste Frage: *Bin ich zu alt? Ist es zu spät?* Als ich kürzlich für jemanden der erste trans Mann war, den mein Gegenüber traf, lautete dessen erste Frage: *Kann ich überhaupt trans sein, wenn ich schon einundzwanzig Jahre alt bin und mir noch immer nicht sicher bin, was ich mir eigentlich wünsche?*

Ja, kannst du. Du kannst und darfst alles sein – und ich wünsche allen, die dieses Buch lesen, dass sie nicht so lange brauchen werden wie ich, bis sie das verstanden haben. Identität und Sexualität sollten etwas Fließendes sein – und nichts, das uns festlegt und beschränkt. Es gibt keine Grenzen und Vorschriften: Du darfst alles ausprobieren, dir alles erlauben, alles tragen, was dir gefällt, und alles tun, woran du Freude hast. *Gender ist eine Spielwiese* – probiere dich aus und habe Spaß dabei.

Vor drei Jahren dachte ich, dass ich der männlichste Mann sein müsste, den die Welt jemals gesehen hat. Heute denke ich: Wenn mir die Jacke in der Frauenabteilung gefällt, kaufe ich sie mir. Ich versuche – ganz losgelöst von allen gesellschaftlichen Erwartungen – herauszufinden, wer ich überhaupt bin: Gefallen mir eigentlich Männer oder Frauen? Mag ich lackierte Fingernägel? Gefallen mir Blumenmuster und Glitzerschuhe? Bin ich vielleicht doch nicht so binär, wie ich immer dachte? Und wie kann ich versuchen herauszufinden, woran ich Freude habe und was ich mir wünsche?

Es ist ein andauerndes Experimentieren, und ich wünschte, alle Menschen – ob trans oder cis – würden sich ebenfalls die Freiheit nehmen, über stereotype Vorstellungen hinaus zu denken. Vielleicht kann ich mit meiner Geschichte, die in einem Starbucks im Frankfurter Hauptbahnhof begann, einen Teil dazu beitragen.

Tine & Daniel

Zu der Zeit, als ich mich auf den Weg nach Frankfurt machte, lebte ich erst seit ein paar Tagen bei Tine und Daniel in Mühlheim – das ist mit der S-Bahn zwanzig Minuten entfernt vom Frankfurter Hauptbahnhof. Drei Monate zuvor hatte ich angefangen, in einer Buchhandlung in Hanau zu arbeiten. Drei Monate zuvor lebte ich noch mit meiner Partnerin und unserem Hund in Würzburg. Ich pendelte fast jeden Tag mit dem Zug nach Hanau, um dort zum ersten Mal in meinem Leben hauptberuflich Bücher zu verkaufen.

Mein Studium hatte ich bereits 2011 abgeschlossen, aber in den Jahren danach war es mir schwergefallen, im Berufsleben Fuß zu fassen. Ich schrieb endlos viele Bewerbungen und reiste zu Vorstellungsgesprächen durch die halbe Bundesrepublik. Ich war in Berlin, in Köln, in Hamburg und fuhr sogar bis nach Weinheim, doch am Ende sammelte ich eine Absage nach der anderen. Ich konnte in keinem der Gespräche überzeugen. Im Nachhinein glaube ich, dass man mir einfach angemerkt haben muss, dass etwas mit mir nicht stimmte – nicht ganz richtig war.

In dieser Zeit war ich jahrelang arbeitslos, blieb zu Hause und kümmerte mich um den gemeinsamen Haushalt und den Hund, ich traute mir irgendwann einfach nichts mehr zu. Kürzlich sprach ich mit einer Freundin über die Zeit vor meinem Coming-out, und sie sagte: «Wir haben alle gemerkt, dass irgendetwas mit dir nicht stimmte. Es passte einfach nicht.» Wer sollte mir einen Job geben, wenn ich mir selbst nicht einmal zutraute, irgendwo arbeiten zu können? Ich war schüchtern, verschlossen, unglücklich. Da war kein Selbstvertrauen, kein Selbstbewusstsein, keine Selbstsicherheit.

Als ich im Buchladen in Hanau anfang, veränderte sich meine Lebenssituation plötzlich. Ich merkte zum ersten Mal, dass ich in etwas gut war, was ich tat. Ich hatte Spaß daran, Bücher zu empfehlen, aber auch am Kontakt mit den Kund*innen. Ich freute mich über die vielen unterschiedlichen Begegnungen und die Gespräche, die ich führte. Bevor ich in Hanau anfang, hatte ich oft Angst vor alltäglichen Dingen – es kostete mich zum Beispiel unglaublich viel Überwindung zu telefonieren. Jedes Telefonat war ein großes Drama, das ich oft tagelang vor mir herschob. Doch plötzlich hatte ich keine Wahl mehr – wenn das Telefon klingelte, musste ich abnehmen.

Wenn mich Menschen fragen, ob ich gebürtig aus Berlin komme, dann gerate ich immer ein wenig ins Stocken: *Nein, gebürtig komme ich aus Bremen. Zuletzt gewohnt habe ich in Mühlheim, davor in Würzburg, davor in Göttingen, dazwischen für ein Jahr in Hamburg, und studiert habe ich übrigens in Dresden und Bayreuth.* Ich habe das Gegenteil von einem geraden Lebensweg, erst als ich in Berlin ankam, hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, nach Hause zu kommen.

Als ich im Herbst 2017 darüber nachdachte, etwas an meinem Leben zu ändern, wurde mir schnell klar, dass ich dafür mit meinem alten Leben brechen musste. Ein Freund erstellte für mich eine Wohnungsanzeige: *Zimmer, WG oder kleine Wohnung in Frankfurt oder Hanau gesucht – am besten mit Hund und ab sofort.* Darunter ein Foto von mir auf einem roten Roller – ich fuhr keinen Roller, ich habe nicht einmal einen Führerschein, aber der Roller hatte dieselbe Farbe wie meine Jacke, und ich dachte, dass das auf einem Foto gut aussehen könnte.

Ein paar Tage später meldete sich Tine bei mir und erzählte, dass bei ihr in Mühlheim eine Wohnung leer stehen würde, in der zuvor ihre verstorbene Mutter gelebt hatte. Die Wohnung hätte sogar einen freien Stellplatz für meinen Roller. Ich musste lachen.